

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementpreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

**Redaktion:** Lauhaer Str. 19/21.  
**Telegraphen-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
**Telephon** 2721.  
**Sprechstunde:** 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 5 gespaltene Zeitzelle oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Tageskalender.

Ueber die Ausfuhrung in Südwestafrika werden zwei sehr kompromittierende Schriftstücke des Generals v. Trotha veröffentlicht. (Siehe Politische Uebersicht.)

Die Aufforderung zur Aufhebung der Viehsperren an den Grenzen, um der Fleischnot zu steuern, mehren sich. (Siehe Deutsches Reich.)

Die Friedenskonferenz hat gestern die Räumung der Mandschurei durch die Russen besprochen. (Siehe Krieg.)

## Gnesen.

• Leipzig, 15. August.

Wilhelms II. Rede lenkt wieder einmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf die preussische Germanisationspolitik in den polnischen Provinzen. „Deutschtum heißt Kultur, Freiheit für jeden in Religion sowohl wie in Gesinnung und Betätigung“ lautet der pathetische Schluß seiner Rede, was voran ging, war eine Verherrlichung der Ausrottungspolitik. Bei dieser Politik besteht die „Freiheit in Gesinnung“ darin, daß sechzehnährige Gymnasiasten in den Kerker kommen, weil sie ihre vaterländische Literatur pflegen, die „Freiheit in Betätigung“ darin, daß eine hochachtbare Frau eingesperrt wird, weil sie sich des Verbrechens schuldig gemacht hat, polnische Kinder polnisch schreiben und lesen zu lehren. „Deutschtum heißt Kultur“. In Namen dieser Kultur werden Zustände herbeigeführt, die einen Breschener Prozeß herbeiführen, jenen Prozeß, in dem aktenmäßig festgestellt wurde, daß ein preussischer Lehrer Kinder peinigete bis aufs Blut, weil er sich berufen fühlte, „die polnische Galstarrigkeit zu brechen“.

„Deutsche Kultur“ — das Wort hat in der uralten Pfaffenstadt, wie überhaupt in der Provinz Posen, einen sonderbaren Klang. Deutsche Kultur war es, die einst im Mittelalter deutsche Bürger nach den polnischen Städten brachte. Nicht mit dem Schwert in der gepanzerten Faust kamen sie, sondern als friedliche Leute, denen das damalige Polen mit Recht als ein Hort der Freiheit erschien. Manah herrliches Werk zeugt auch in Gnesen für diese Kulturarbeit, birgt doch die dortige Kathedrale eines der Meisterwerke des genialen Veit Stof, der in Polen eine zweite Heimat fand. Anders geartet waren die „Kulturträger“ des deutschen Ordens, die mit Feuer und Schwert Jahrhunderte lang in Polen wütheten, bis ihre Macht in der blutigen Schlacht von Tannenberg-Grünwald für immer gebrochen wurde. Auch hier von wissen die Steine Gnesens zu reden: 1331 war die Stadt einem dieser Raubzüge der Ritter zum Opfer gefallen und ver-

lor damals für immer ihre Bedeutung als Hauptstadt des Landes. Noch anders wären die „Kulturträger“ beschaffen, die nach der zweiten Teilung Polens im Jahre 1793 in Gnesen einzogen. Diesen Spiegelesellen hat der deutsche Patriot Hans Ludwig von Feld in seinem schwarzen Buche ein ewiges Denkmal der Schande gesetzt. In diesem Büchlein ist nachzulesen, welchen Ursprungs der „deutsche Besitz“ in der Provinz Posen ist, soweit es sich um Grundeigentum handelt: Eine Bande skrupelloser Gallunken riß damals die Krongüter, Kirchengüter und Starosten, also öffentliches Gut des ehemaligen polnischen Staates, an sich. An der Spitze dieser Bande standen der Minister Soyhm, General Bischoffswerder und der edle Herr Rieh, der Oberkuppeler seiner preussischen Majestät Friedrich Wilhelm II., dem er seine eigene Frau, die nachmalige Gräfin Sichtenau, verkuppelte. Um einen Pappenstiel wurden von diesem Gaunerconsortium die Güter gekauft oder auch erschwindelt, und bald blühte ein schwunghafter Güterhandel. Außer den drei genannten Ehrenmännern gehörten noch ein gewisser Triebenfeld, eine Kreatur des Ministers Soyhm, ein Graf Rittichau, ein aus Dänemark stammender Abenteuerer und eine der unsaubersten Persönlichkeiten am damaligen preussischen Hofe, zu dieser Bande. Ebenso Marquis Luedschin, der als Gesandter Preußens in Warschau zu jedem Verrat und jeder Schurkerei ein williges Werkzeug war, Minister Saugwitz, Kanzler Goldenbeck, Geheimrat von Beyer, General Rastrow und andere mehr. Geld weiß sehr anrüchige Sachen über diese Kulturträger zu erzählen. Da ist ein Stallknecht des Königs, Namens Tebrecht, dem Landgüter im Werte von 100 000 Talern geschenkt werden, und der sich fortan von Krakow nannte; Ursache dieser Gnade soll die Gunst der Madame von Beyer gewesen sein. Ein Herr von Trezkow, ein Kurzwarenhändler in Berlin, der hoch in der Gunst der Madame Sichtenau stand, bekam 21 Güter geschenkt; ein Major Stromberg, der die Maitresse des edlen Ministers von Soyhm heiraten sollte, bekam Güter im Werte von 50 000 Talern geschenkt usw. Die edlen Nachkommen dieser Rieh, Krakowicz, Trezkow und Stromberg repräsentieren auch heute noch das Deutschtum in den polnischen Gebieten und sie sind insofern nicht aus der Art geschlagen, als sie auch heute noch sich die Mittel des preussischen Staates nutzbar zu machen wissen. Zu ihren Gunsten setzten die edlen Bülow und Bobielichy im preussischen Landtage den Beschluß durch, 100 Millionen Mark zur Erweiterung der staatlichen Domänen in den polnischen Provinzen aufzuwenden und diese Domänen an Deutsche zu verpachten. An die Trezkow, Rieh, Krakowicz wurden vor 100 Jahren in dem geraubten Lande die Staatsgüter verschleudert, und jetzt werden 100 Millionen aus den Steuergroschen des Volkes dazu aufgewendet, um den Nachkommen dieser Helden auf neu zu schaffenden Domänen ein fecklustiges Dasein zu

sichern. — So sieht bei näherem Zusehen die Kulturmission des deutschen Besitzes aus.

Auch für die deutschen Ansiedler, d. h. die von der Kolonisationskommission in der Provinz Posen, besonders zahlreich in der Umgegend von Gnesen, angesiedelten deutschen Bauern, hatte Wilhelm II. freundliche Worte. Wir wissen nicht, ob wohl polnische Bauern auf dem Marktplatz von Gnesen die kaiserliche Rede mit anhörten. Wenn ja, so mögen es gemischte Gefühle gewesen sein, mit denen sie das Lob hörten, das in Gnesen der deutschen Arbeit gezollt wurde, „die so brav und mutig, wenn auch schwer und langsam sich Bahn bricht“. Diese polnischen Bauern wissen es nämlich ganz genau, daß Wahrheit und Mut lange nicht das entscheidende Moment beim Fortkommen ihrer glücklichen deutschen Rivalen sind. Nimmt man nämlich den Bleistift zur Hand und berechnet die Resultate der staatlichen Kolonisation, so stellt sich heraus, daß jeder Ansiedler, den man auf den den Polen abgekauften Boden gesetzt hat, dem preussischen Staat die runde Summe von 12 000 Mk. gekostet hat. Und trotzdem kommt der polnische Bauer in letzter Zeit langsam vorwärts, während die deutschen Kolonisten in demselben Augenblick wirtschaftlich ruiniert wären, in dem ihnen die Hilfe des Staates entzogen würde. Die polnischen Bauern wissen ferner, daß dreiviertel ihrer deutschen Nachbarn, die den Forderungen der staatlichen Ansiedlungskommission gefolgt sind, lieber heute als morgen ihren Besitz veräußern und heimwärts ziehen würden, wenn sie nur könnten. — Die Sache ist schließlich furchtbar einfach: es ist ein Unding, in Polen ähnlich wirtschaften zu wollen, wie der Bauer in Schwaben oder Westfalen wirtschaftet, weil dafür alle Vorbedingungen fehlen.

Wilhelm II. hielt schließlich den Deutschen die Mahnung entgegen: „Wer als Deutscher ohne Grund seinen Besitz im Osten veräußert, der verläßt sich an seinem Vaterland; welsch' Standes und welsch' Alters er auch sei.“ Eigentümlich: Als die Ansiedlungskommission ihr Werk in Posen begann, wurden die Polen genau mit diesen Worten von der polnischen Presse apostrophiert; auch dort hieß es: der Pole, der Land an einen Deutschen verkauft, ist ein Verräter. Geholfen hat es nicht viel, denn die Ansiedlungskommission hat ja an 200 Güter verkauft. Ebenso wenig aber werden sich auch die Deutschen abhalten lassen, „ihren Besitz im Osten“ zu verkaufen, wenn es ihnen wirtschaftlich vorteilhaft erscheint. Geschäft ist Geschäft, Sonderbar ist nur, daß man es überhaupt für nötig hält, jetzt derartige feierliche Mahnungen zu erheben. — Der Grund liegt wohl darin, daß in der letzten Zeit das Geschrei der Katapisten, das Deutschtum werde im Osten vom Volentum verdrängt, in der Öffentlichkeit Glauben findet: Wilhelm II. fühlte sich daher veranlaßt, in Marienburg von „polnischer Frechheit“ zu sprechen und den Deutschen ihre angebliche Pflicht vorzuhalten.

## Seuiletton.

### Wahrheitssucher.

Roman von Joseph Baichter.  
Aus dem Böhmischen übertragen von Robert Sautel.  
(Nachdruck verboten.)

V.

Es war gerade um die Zeit der zweiten Geuernte, Mitte August.

Vor dem Wald auf dem Abhang machte es sich Zenda beuem und sah den Schnittern zu, die regelmäßig mit der Sense ausholten. Zenda blickte mit Wohlgefallen auf die Arbeiter und Arbeiterinnen.

Das eigne Nichtstun gefiel ihm. Seit der Zeit, wo er von Wien nach Kolytka zurückgekehrt war, arbeitete er überhaupt nicht mehr. Er liebte es, in die Felder zu gehen und nach den jungen Bauernbirnen zu sehen. Außer legt er sich in den Schatten der Bäume, nur um die hartfüßigen Schnitterinnen zu sehen, deren braune Waden über die Wiese hin- und herhuschten.

Dann fiel ihm ein, daß er heute über ernstere Dinge nachdenken sollte. Er erinnerte sich an den Brief, den er am Morgen von Witschka aus Prag bekommen hatte. Witschka schrieb ihm, was es in Prag neues gäbe, und was man in den eingeweiheten Kreisen plane.

Es sei endlich an der Zeit, das Gebiet der Theorie zu verlassen und sich auf das weite Feld der Öffentlichkeit zu werfen. Besonders die politische Tätigkeit rief nach einem Erlöser. „Wir können doch nicht ewig Studenten bleiben“, schrieb er, „wir müssen uns organisieren, um eine richtige Partei gegen die Mittelschen und Jungmittelschen zu bilden. Mühselig werden Sie mehr darüber erfahren.“

Es gab also Fragen genug, über die er nachdenken mußte. Zenda wandte den Blick von den Wiesen und blickte zum Himmel empor.

„In der Natur ist es so schön! Die Seele fühlt sich so frei, so wohl!“ Aber plötzlich lag Zenda auf der Seite und seine Augen waren zu den Schnitterinnen auf der Wiese gerichtet. Dann kam er wieder zu sich. „Es ist ja Unfug“, sagte er sich.

Schnell kehrte er sich um, legte sich auf den Rücken, zog den Hut über das Gesicht, um nicht in Versuchung zu kommen. Er dachte über die ernstesten Dinge nach.

„Wahrhaftig, es ist wahr, daß es an der Zeit ist, energisch in das öffentliche Leben einzugreifen und besonders politisch tätig zu sein.“

Von irgendwoher flogen ihm Erinnerungen an eine andre Welt zu, über die er zu Blaskenka gesprochen hatte, an jenes andre Leben, das die Nation in zehn Jahren leben sollte.

Aber seine Erinnerungen und Gedanken waren matt und verwirrten sich plötzlich. Aus dem Nebel tauchte ein jugendliches Gesicht hervor und nackte Füße. Ein elastischer Körper, ein weicher Busen, den er hätte an sich pressen mögen. Er dachte an den Prater, an das, was er dort gesehen hätte, an das Eldorado, und malte sich im Geiste Abenteuer aus. Dann ermahnte er sich wieder, wolle sich aufraffen, um in den Wald zu gehen und ähnliche Gedanken loszuwerden.

Er sah seinen Vater über die Wiese gehen mit Samusch, den er von Wien nach Kolytka mitgenommen hatte. Dittichen und Benousch gingen mit ihnen. Er blieb liegen. Der Baummeister sprach mit den Arbeitern, Benousch folgte ihm. Aber Dittliche näherte sich immer mehr dem Walde und drehte den Sonnenschirm in der Hand.

Samusch folgte ihr unwillkürlich. Zenda ließ die beiden nicht aus den Augen und öffnete für alle Fälle, um einem Verdachte zu entgehen, das vor ihm liegende Buch.

Sie traten in den Wald ein. Dittliche ging voran, Samusch folgte ihr. Sie gingen unweit vorbei, aber sie hätten sich ihm noch mehr nähern müssen, um ihn in dem Versteck zu sehen, von dem aus er sie beobachten konnte. Kaum atmend lag er da und hörte, was sie sprachen.

„Womit soll ich Sie also vollends gut machen?“ fragte Dittlichen. „Ich werde heute Abend in den Park kommen, das wird Ihnen wohl genügen, wenn ich es Ihnen zum fünftenmal verspreche.“

„Sie versprechen häufig, ohne zu erfüllen. Sehen Sie, noch heute weiß ich nicht, woran ich mit Ihnen bin.“

„Hier meine Hand, daß ich mein Versprechen halte.“

Mehr hörte und sah Zenda nicht. „So steht also die Sache“, sagte er und lächelte. „Also eine Liebe! Wer hätte das von Samusch gedacht!“ Er dachte an Blaskenka und verfinsterte sich. Mitleidig zuckte er mit den Achseln. „Erledigt — erledigt, es ist ja der pure Unfug!“

VI.

Abends aber schlich er sich doch in den Park. Das, was er sah und hörte, überraschte ihn sehr. Dittlichen sagte zu Samusch: „Kommt es Ihnen nicht romantisch vor, daß wir uns so treffen? Im Frühjahr las ich Turgenjews Vorabend und stellte mir Sie immer als Zuzarow vor.“

„Nicht“, fragte Samusch. „Warum? Wer war dieser Zuzarow? Vielleicht habe ich das Buch gelesen? Ich weiß mich nicht mehr zu erinnern.“

„Ein Bulgare, so ein brauner Mann.“

„Deshalb haben Sie sich den Gelben wie meine Berjor gedacht? Ich bin doch kein Bulgare. Oder stellen Sie sich alle Bulgaren so vor? Lesen Sie denn gern Romane?“

„Sehr gern“, beiläufig schickte Dittlichen zu antworten, „und ich wünsche mir immer, wenigstens für eine kurze Weile Romerheldin zu sein, wie z. B. Zelena in Turgenjews Vorabend.“

Sie kreuzte die Arme, machte ein nachdenkliches Gesicht